

GERRIT JÖNS-ANDERS

**EBEN
NOCH
EDEN**

Roman

MINIMAL TRASH ART

»Du solltest mich entsorgen!«

Genau das waren Evas Worte gewesen. Sie hatte ihm eine Notiz auf dem Tisch hinterlassen, dass der Schlüssel wieder an seinem Platz lag, im Garten, auf der zweiten Etage des Vogelhäuschens. Letzteres hatte sie nicht extra dazugeschrieben, weil Adam den Platz kannte. Auch den Brief hatte sie nicht extra erwähnt, den würde er schon finden, wenn er den Schlüssel holte. Sie hatte nach Worten gesucht, und als sie keine gefunden hatte, einfach drauflosgeschrieben: dass sie krank sei. Dass sie nicht gut genug auf sich aufgepasst habe. Dass sie über diesen Versuch, etwas Unmögliches zu schaffen, womöglich erst krank geworden sei. Und dass ihr Leben im Paradies damit nun ein Ende hätte.

Sechs Monate waren seitdem vergangen. Adam hatte nie auf ihren Brief reagiert, doch es schien, als solle sie recht behalten. Die ganze Welt konnte schließlich sehen, dass zwischen ihnen etwas zerbrochen war.



»Wirklich, du solltest mich einfach entsorgen!«

Adam sah sie verwundert an. Er war gerade dabei, ihr den Rücken mit Franzbranntwein einzureiben. Ein schönes, heilsames Ritual, weil es ihre Körper verband und diesen Geruch, den man wahrnahm, ohne ihn beschreiben zu können, wenn man das Schlafzimmer betrat, für einen Moment aus der Nase vertrieb.

»Was redest du da?«

Es war das erste Mal seit dem Brief, dass sie diesen hässlichen Gedanken wieder äußerte. Bis zuletzt hatte er gehofft,

es sei ein einmaliger Ausrutscher gewesen. Dass sie ihn womöglich sogar wieder vergessen hätte.

»Weißt du, warum es >entsorgen< heißt?«, führte Eva ihren Gedanken fort. »Weil man hinterher weniger Sorgen hat, so wie man nach einer *Entwässerung* hinterher weniger Wasser hat. Oder nach einer *Entlastung* weniger Last.«

Ihre Worte kämpften sich trotzig zu ihm durch. Auch ihre Stimme hatte sich in den letzten Monaten verändert, war dünner geworden, so wie ihr Körper stetig an Gewicht verlor.

»Verstehst du, was ich meine? Wenn du mich entsorgst, musst du dir keine Sorgen mehr um mich machen.«

Adam strich ihr über den Kopf.

»Rede bitte keinen Unsinn«, erwiderte er sanft, »wir schaffen das.«

Eva versuchte, ein Lächeln zustande zu bringen, doch er spürte, wie die Angst sie überwältigte. Sie beide. Als würde man den ganzen Raum langsam unter Wasser setzen.

»Ich sehe was, was du nicht siehst«, sagte Eva, »und das ist rot.«

Ein Spiel, das sie immer spielten. Oder gespielt hatten? Ab welchem Stadium ging man dazu über, in der Vergangenheit zu sprechen? Also: ein Spiel, das sie *immer noch* spielten. Adam lächelte, nahm ihre Hand in seine und tat so, als würde er darin ihre Gedanken lesen.

»Meinst du unsere roten Äpfel, mit denen ich immer den Apfelkuchen backe, den du so gerne magst?«

»Wie machst du das bloß?«, lachte sie, und sogleich wick das Wasser ein bisschen zurück.

»Ich weiß es selber nicht«, antwortete er. Aber das war nur die halbe Wahrheit. Tatsächlich erinnerte er sich ziemlich

genau an den Tag, an dem er begonnen hatte, die Welt mit ihren Augen zu sehen.



Jeffreys Bay, November 2010.

Totale: ein Sandstrand, dahinter der Indische Ozean, auf dessen Wellenkronen vereinzelt Surfer. Nahaufnahme: Evas von der Sonne verbranntes Gesicht. Sommersprossen.



Sie waren kurz zuvor zwei Wochen durch die namibische Wüste gefahren und hatten beschlossen, einen Stopp an der Küste Südafrikas einzulegen. Für Adams Geschmack war dieses kleine, verschlafene Surfer-Paradies eine Spur zu zivilisiert, aber wenn die Haut in Fetzen vom Körper pellte, halfen saubere Laken, fließendes Wasser und der Stammtisch im *Nina's*, das just im selben Jahr eröffnet hatte, um die Batterien wieder aufzuladen. Man musste nur die Sommerhäuser berühmter Dichter besuchen, Gerhart Hauptmann auf Hiddensee, Anna Seghers am Tiefen See in Prieros, um zu verstehen, dass der Geist und die Seele beherbergt werden wollten. Nicht luxuriös, sondern idyllisch. Und der Indische Ozean konnte einen auf seine Art schon umgarnen. Oder der »kindische Ozean«, wie Adam ihn nach der zweiten Welle, die ihn überraschend unter Wasser gedrückt hatte, taufte, sehr zu Evas Freude, die es genoss, wenn ihr Mann selbst wieder zu dem albernen, jungen Kerl wurde, in den sie sich damals verliebt hatte.

Adam hatte am Strand aus Treibholz und zwei alten Decken ein Segel gebaut, das sie vor Wind und der größten Kraft der Sonne beschützte. Darunter lagen sie über Stun-

den zusammen im Sand auf dem Rücken, schauten in den Himmel und beobachteten den Zug der Wolken. Schnell war daraus ein Spiel entstanden. Sie beobachteten, wie die Wolken ihre Form veränderten, bis einer von ihnen Stopp! sagte und beide beschreiben mussten, was sie in der am Himmel entstandenen Formation erkannten. Erkannten sie beide das Gleiche, rechneten sie sich Punkte zu, wie in einer dieser Fernsehshows, in denen Paare gegeneinander antraten. Adam liebte dieses Spiel, bemerkte aber auch, wie es mit zunehmender Trefferquote an Leichtigkeit einbüßte. Irgendwann hatte Eva nach einem wiederholten Fehler – er hatte »Auto« gesagt und sie »Hund« – mit einem Mal, wenn auch spielerisch, ihre Beziehung infrage gestellt.

»Los, streng dich ein bisschen an«, feuerte sie ihn an, »sonst verlieren wir noch.«

Dabei hatte sie ihn auf eine merkwürdige Art angesehen, ernst und liebevoll zugleich, ein Ausdruck, den er so in all den Jahren, die sie zusammen waren, noch nie an ihr gesehen hatte. Es bestand kein Zweifel, dass für sie etwas Großes auf dem Spiel stand, und er fragte sich, was in sie gefahren war. Adam verkrampfte mehr und mehr, doch Eva ließ nicht davon ab. Schon bald sagte Adam nicht mehr das, was er wirklich in den Wolken erkannte, sondern das, von dem er dachte, dass Eva es womöglich auch so sah. Seine Taktik ging auf, auch wenn ihn die plötzliche Ernsthaftigkeit des Spiels anstrengte und dessen eigentlicher Sinn damit verloren ging. Doch er ordnete sich ihrem Wunsch unter, als Paar vor der natürlichen Wahrscheinlichkeit des Scheiterns zu bestehen. Ihr zuliebe. Und irgendwann, ein paar Jahre später, als das Wolken-Ratespiel längst im Schrank der Erinnerungen verstaubte, war ihm klar geworden, dass

er von dem Tag an gelernt hatte, die Welt mit ihren Augen zu sehen.



Eva versuchte sich im Bett aufzusetzen. Adam beobachtete sie aufmerksam, jederzeit bereit, ihr zu helfen, wenn er sicher war, dass sie seine Hilfe wünschte. Schließlich hatte sie es geschafft, packte seinen Arm und zog ihn zu sich aufs Bett. Die Matratze quietschte, in der Decke raschelten die Daunnen. Adam machte sich so schmal und so leicht, wie er nur konnte.

»Ich liebe deine langen Haare«, sagte sie, küsste ihn auf die Wange und blickte ihn erwartungsvoll an.

Manchmal tauschten sie die Rollen. Es war Evas Idee gewesen, so zu tun, als sei der eine die andere. Oder andersherum. Mit all den Macken und Eigenarten. Auch so zu sprechen wie der oder die andere. Eva fand es amüsant. »Ich liebe deine langen Haare«, sagte sie dann zu ihm, weil die Haare das Einzige waren, was sie an sich wirklich schön fand. Oder: »Los, setz dich auf mich«, auch wenn es der Logik widersprach. Und Adam sagte: »Nicht schlecht für einen emotionalen Krüppel«, weil das nun mal der Satz war, den Eva für ihn zu besonderen Gelegenheiten aufbewahrte.

»Nicht schlecht für einen emotionalen Krüppel«, sagte er also erwartungsgemäß, so wie ein Schauspieler seinen Text aufsagte.

»Ich liebe dich«, sagte sie.

»Ich liebe dich auch«, sagte er, und dafür brauchte er kein Drehbuch. Es entsprach der Wahrheit. Am Ende spielte es keine Rolle, wer wessen Rolle spielte.

Adam hatte gelernt, mit ihren Augen zu sehen, mit ihr

zu fühlen und manchmal sogar, wie sie zu denken. Ihr den Wunsch nach einem Stückchen Apfelkuchen von den Lippen abzulesen, war keine besondere Herausforderung.

2

»Erzähle mir bitte noch mal, wie wir uns kennengelernt haben«, sagte Eva, »ich höre die Geschichte so gern.«

»Das habe ich doch schon tausend Mal erzählt«, sagte Adam, in dem Wissen, dass er es eine Million Mal erzählen würde, wenn sie ihn darum bat.



Ost-Berlin, Oktober 1983.

Totale: Palast der Republik. Innen: der Saal, auf der Bühne: Udo Lindenberg, ihm zu Füßen ein entfesselttes Publikum. Nahaufnahme: Eva. Das kann Adam zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht wissen.



Offenbar war sie ihm schon vorher aufgefallen, denn später würde er feststellen, dass er sie zuvor bereits mit seiner Kamera eingefangen hatte, wenn auch eher unbewusst. Zu groß waren die Vorfreude und die Anspannung an diesem in jeder Hinsicht denkwürdigen Abend.

Zum ersten Mal hatte es ein berühmter Sänger aus dem Westen mit staatlicher Erlaubnis ins sozialistische Deutschland geschafft. Rund viertausend Menschen waren zum Marx-Engels-Platz gepilgert und warfen die Hände in den Himmel, dankbar für dieses unverhoffte Stückchen Freiheit.

Dass die erste Sitzreihe von Parteibonzen und linientreuen Genossen besetzt wurde und die restlichen Eintrittskarten ausschließlich für die jungen Männer und Frauen der Freien Deutschen Jugend bestimmt waren, trübte die Stimmung nicht sonderlich. Dafür war das Ereignis viel zu gigantisch. Die krachende Musik, die frechen Texte und nicht zuletzt Udos politische Ansagen wirkten wie eine Gehirnwäsche. Die ostdeutsche Jugend verschaffte sich durch den Mann aus dem Westen, der dort oben am Mikrofon stand und den Auftritt als eine Art deutsch-deutsche Friedensmission verstand, zum ersten Mal Gehör, flankiert von unzähligen Vopos, die dem Ganzen einen uniformierten Rahmen gaben, sich der Begeisterung jedoch nicht entziehen konnten, genauso wenig wie Adam, der mit seiner Leica in der Menge stand und die Energie, die aus ihr erwuchs, bis in die Fingerspitzen spürte.

Der Manager der Band, dem Adam ein paar Wochen zuvor im *Dschungel* in Schöneberg über den Weg gelaufen war, hatte ihn beauftragt, die Crew auf dieser Reise in den wilden Osten zu begleiten und Fotos vom Konzert zu schießen. Von den Menschen. Doch an diesem Abend war es schwer, die Details zu kontrollieren. Lediglich vier Songs hatte man dem Künstler aus dem Westen zugestanden, aber es war, als erhebe sich aus der schwitzenden Masse ein übersinnlicher Geist, etwas so Großes, mit dem niemand gerechnet hatte. Zumindest war es das, was Adam wahrnahm: Wie sich ein ganzer Staat mit einem Mal vor der eigenen Courage ängstigte. Wie die Verantwortlichen der Staatssicherheit beteten, diese Energie möge den Grenzwert nicht überschreiten und der Funke, der von der Bühne übersprang, die Menge nicht zur Explosion bringen.



»Und dann passierte es!« Adam schlüpfte zu Eva unter die Decke und legte seinen Arm um sie. »Der Gitarrist jagte seinen letzten Akkord unter die Hallendecke. Scheinbar ewig hallte der verzerrte Sound über den verschwitzten Köpfen ...«

»Ja«, flüsterte Eva, »ich erinnere mich noch genau, wir waren alle wie betäubt.«

Adam zog sie noch näher zu sich heran. Sie schloss die Augen und lehnte ihren Kopf an seine Schulter. Etwas in ihm schien fast zu zerspringen. Eva hatte recht, sie waren damals wie betäubt gewesen. Und zugleich völlig aufgeputscht. Udo wirbelte das Mikrofon ein letztes Mal durch die Luft, fing es mit einer Hand wieder auf, führte es an die Lippen und rief: »Weg mit dem Raketenschrott!« Und das junge Publikum, das sich hier im Auge des sozialistischen Hurrikans auf paradoxe Weise sicher und frei fühlte, schrie einen langen, hellen, erweckenden Schrei. Es war ein beinahe mystischer Moment, Adam brauchte bloß den Kopf ein wenig zu drehen und im Sekundentakt auf den Auslöser seiner Leica zu drücken. Jeder Blick ein Motiv. Jedes Bild ein bleibender Eindruck.

Der Schlagzeuger der Gruppe schritt erschöpft an den Rand der Bühne und winkte ins euphorisierte Rund. Dann verbeugte er sich, fixierte das Publikum und machte Anstalten, dass er gleich seine Stöcke in die Menge werfen werde. Der erste flog weit nach rechts und wurde sofort gefangen. Der Schlagzeuger winkte erneut, wandte sich dann der anderen Seite zu und deutete mit dem zweiten Stock in Adams Richtung. Johlende Männer in Jeansjacken und kreischende

Frauen in ärmellosen, weißen T-Shirts stellten sich auf die Zehenspitzen, doch Adam war in der besten Position, zudem großgewachsen wie sein Vater. Dabei ging es Adam gar nicht um den Stock, er wollte dieses Foto, auf dem sich hunderte Hände dem Heiligtum entgegenreckten. Er wollte es um jeden Preis. Blitzschnell riss er die Kamera vors Gesicht, die linke Hand an die Schärfe, einmal nachziehen, zweimal, Adam hielt die Luft an, diese Schnappschüsse waren seine Stärke, er drückte auf den Auslöser, einmal, zweimal, da kam der Stock auch schon angefliegen, er konnte ihn durch den kleinen Sucher nur erahnen, dreimal, vor dem Objektiv ein lebendiger Strauß aus flehenden, sehnsüchtigen Armen, viermal, er wollte auf Nummer sicher gehen, das Foto des Jahres könnte das werden, vielleicht würde sich sogar eine internationale Agentur dafür interessieren, sein Durchbruch als Fotograf stand also kurz bevor, all diese Gedanken schossen ihm in dieser Sekunde durch den Kopf, als ihn plötzlich etwas hart an der Schläfe traf. Er schrie auf. Ein junges Paar neben ihm blickte ihn erschrocken an. Der hölzerne Trommelstock landete auf dem Boden. Und diese junge Frau, die sich später als Eva entpuppte, war genauso schnell unten wie er, sodass sie heftig mit ihren Köpfen aneinanderstießen.

»Aua!«, entfuhr es Eva, als würde sie den Schmerz in dieser Sekunde noch einmal nachempfinden. »Und dann?«

»Du sahst mich wütend an und riebst dir die Stirn.«

»Herrgott, du hattest aber auch einen Dickschädel.«

»Meinst du, mir tat es nicht weh?«, fragte Adam und lachte. »Ich hatte gerade den Trommelstock abbekommen, und dann sind wir aneinandergerasselt, wie in einer dieser kitschigen amerikanischen Liebeskomödien.«

»Na ja«, sagte sie, »ein bisschen kitschig ging es ja auch weiter.«

»Ja, ich stand mit dem Fuß genau auf dem Stock. Und du wolltest das Ding unbedingt als Trophäe.«

Adam streichelte ihr erneut über den Kopf, bevor er fortfuhr.

»Du warst echt sauer, hast geflucht vor Schmerzen, und ich drückte dir den Stock in die Hand, wie ein Bußgeld. Daraufhin hast du mich zuerst völlig ungläubig angesehen und schließlich gelächelt. Und das war es auch schon.«

Es stimmte, das war bei ihm hängengeblieben: Man lernte das Wesen eines Menschen kennen, wenn er plötzlich von Ärger auf überraschte Freude umschwenkte. Dieser abrupte Stimmungswechsel im Gesicht, das war, als ob man das Visier hochklappte und für den Bruchteil einer Sekunde das Innerste seiner Seele offenbarte.

»Und wir haben wirklich kein Wort gesprochen?«, fragte Eva, wie immer, wenn er an diesem Punkt der Geschichte angekommen war.

»Nein, zuerst nicht. Wie auch? Wir hätten ja gar nichts verstanden bei dem Lärm um uns herum. Und ich wusste ja auch so, was zu tun war.«

Was Adam für sich behielt: Er hätte ihr schon in dieser Sekunde nicht nur den Trommelstock überlassen. Auch wenn der damals vielleicht sogar das Wertvollste war, was er zu bieten hatte.

»Ich kümmerge mich jetzt mal um den Kuchen, und du ruhst dich ein bisschen aus.«

Adam deckte seine Frau behutsam zu, küsste sie auf die Stirn, zog den Vorhang zu und verließ das Zimmer.

Draußen auf dem Flur blieb er kurz stehen und fragte sich,

wie er das alles überstehen sollte. Eva so zu sehen, fiel ihm zunehmend schwer. Das ganze Zimmer begann etwas ausstrahlen, das er nicht in Worte fassen konnte. Er bemühte sich wirklich, die Situation zu akzeptieren, aber diese vage Vorstellung von einem Leben nach ihr fühlte sich manchmal schon so echt an, als sei es längst eingetreten.

Adam ging die Treppe hinunter in die Küche und holte das scharfe Messer aus der Schublade. Dann nahm er ein paar Äpfel aus der Obstschale und begann, einen nach dem anderen zu schälen. In kleinen Schnitzen drapierte er sie auf einem Teller. Als er den dritten Apfel in der Hand hielt, stutzte er, hob plötzlich seinen Arm und warf den Apfel mit aller Kraft gegen die Wand.



Adam hatte sich auf das Älterwerden mit Eva gefreut. Was andere Paare ängstigte, hatte in ihm eine beinahe wilde Vorfreude hervorgerufen: gemeinsam alt zu werden und den gemeinsamen Weg bis zum Ende zu gehen. Vor allem hatte er sich auf weitere Reisen mit ihr gefreut. Er dachte an die große Radtour über die Alpen, die sie unbedingt noch machen wollten. Evas Krankheit änderte daran nichts. Notfalls hätte er sie im Beiwagen den Berg hochgefahren. Oder auf dem Gepäckträger. Und dabei laut gesungen. Das Leben verlor seine böse Fratze, wenn man die Hand eines anderen in der eigenen spürte.

Doch irgendwann begann die Hoffnung zu bröckeln, erst ihre, dann seine, bis man sie am Ende aus dem Paradies vertrieben hatte. Besser konnte er es nicht ausdrücken, er vermisste seine Frau ja jetzt schon. Ihre kleinen Marotten. Zum Beispiel ihre Angewohnheit, an Flughäfen aus Langeweile in

wildfremden Menschen bekannte Persönlichkeiten zu entdecken. »Guck mal«, sagte sie dann, »da ist doch der Nachrichtensprecher, der neulich erst diese junge Frau geheiratet hat.« Oder die berühmte Sängerin. Der gedopte Radsportler. Einmal erkannte sie am Check-in-Schalter der Air France das englische Prinzenpaar. Das Verrückte war, wenn man sich auf ihre Perspektive einließ, bestand in der Tat stets eine unverkennbare Ähnlichkeit. Sie besaß eine Gabe. Eine scheinbar nutzlose, aber sie hatte mit ihr so manchen Augenblick zwischen eben, jetzt und gleich in eine bleibende Erinnerung verwandelt.



Adam blickte aus dem Fenster. Kaum zu glauben, dass irgendwo da oben eine Sonne sein sollte, die das Ganze hier unten am Laufen hielt. Die kalte Luft kroch durch jede sich ihr bietende Ritze in die Wohnung. Alles war grau. Die Erde, der Himmel, einheitlich und übergangslos grau.

Eva liebte diesen Moment, wenn das Flugzeug durch die Wolkendecke stieß und plötzlich der blaue Himmel zum Vorschein kam. »Ich möchte bitte aussteigen«, sagte sie dann und tat so, als würde sie nun auf den Knopf drücken, um die Stewardess zu rufen.

Jetzt *war* sie ausgestiegen, lag oben im Schlafzimmer, gewissermaßen in ihrem Oberstübchen. Oder in seinem. Und ihre Berührungspunkte wurden täglich weniger. Ab und an kamen auch neue dazu, je nachdem, inwieweit Adam bereit war, sich zu vertiefen. Jeden Tag stieg er in sich hinab, tiefer und tiefer, wie in eine Jahrtausende alte Grotte, die Gefühlsgrubenlampe fest um die Stirn geschnallt, auf der Suche nach versteinerten Erinnerungen, die er, wenn er sie ent-

deckte, sorgsam freilegte und rekonstruierte, um am Ende immer wieder aufs Neue festzustellen, dass er an dem Tag, an dem er seine geliebte Frau zu Grabe tragen würde, erkennen müsste, dass *er* irgendwann wieder gehen würde, nach Hause oder was davon noch übrig wäre, und sie, Eva, würde für immer dort liegen bleiben, wo sie dann lag, und nie mehr ein lebendiges Wort mit ihm wechseln. Er hatte keinen Schimmer, wie er nur eine Sekunde danach weiterleben sollte, auch wenn der Moment noch gar nicht eingetreten war. Und da konnte man sie für so viel Liebe doch beinahe hassen, oder nicht? Warum, zum Teufel, war sie überhaupt in sein Leben getreten, wenn sie es nun viel zu früh wieder verließ?



Adam wischte mit ein paar Blättern Küchenpapier die Reste des zeretzten Apfels vom Boden auf und warf sie in den kleinen, grünen Eimer für den Bioabfall. Er *entsorgte* sie, dachte er. Danach waren sie verschwunden.

Er schaltete das Radio ein. Der Klassiksender spielte eine von Beethovens Klaviersonaten, die *Nr. 25 in G-Dur*. Adam kannte das Stück, es war eigentlich eher eine Sonatine, kurz und prägnant, auf den ersten Blick, jedoch unangenehm für denjenigen, der sie dem Publikum kredenzen musste. Beethoven hatte sich, wenn man so wollte, darin selbst neu erfunden und ein eigenes Frühwerk, ein Ritterballett für ein höfisches Fest in Bonn, weiterentwickelt. Der erste Satz, *Presto alle tedesca*, ein Presto auf eine deutsche Art, eine Beschreibung, die, wie Adam fand, eigentlich alles über seine Heimat aussagte. Jedoch nicht tumb, dafür hatte der Komponist gesorgt, die kleine Sonate war geistreich, leicht, fast

witzig. Und überraschend romantisch, obwohl Beethoven zu der Zeit die siebte Sinfonie noch gar nicht geschrieben hatte. Die großen Künstler lebten eben nie nur in ihrer Epoche. Sie waren genauso grenzenlos wie der Zeitstrahl der Geschichte selbst.

Adam drehte das Radio etwas lauter. Der zweite Satz hatte gerade begonnen, dem *Presto* folgte zögernd das *Andante*, aus G-Dur wurde g-Moll, da atmete die Musik kurz aus und langsam wieder ein und färbte sich auf eine beinahe russische Art dunkel. Adam musste sich an der Tischkante abstützen, so erfüllte ihn diese Schwermut, doch sie tat auch gut, half der Seele, wie Barbarinas Arie in *Figaros Hochzeit*, als sie die Nadel verliert und aufschluchzt: das kostbare Stück. Ein Wunder, wie eine so kleine Form solch eine Traurigkeit und Wichtigkeit in sich aufnehmen konnte.

Die Musik war so unerträglich schön, dass er das Radio wieder ausschaltete. Womöglich könnte er schon bald nie mehr schöne Musik hören.

Adams Kopf brummte. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass er arbeitete, der Kopf. Einmal mehr wünschte Adam sich, er könnte ihn einfach abschalten. Wie das Radio. Zwar hatte ihm sein Kopf oft genug gute Dienste geleistet, aber leider war ihm auch alles zuzutrauen. Und wenn es um Gefühle ging, stand er eher im Weg. Auch Eva hatte Adams Herz erst erobert, nachdem sein Kopf sie durchgewunken hatte, so verrückt das war. Oder hieß es gewinkt? Irgendwie klang beides falsch, dachte Adam, ganz im Gegensatz zu »Liebe«, einem Wort, das sich in Anbetracht dessen, was es bezeichnete, absolut richtig anhörte. Genauso wie »Hass«. Adam stutzte. Legte man beide Worte schwarz auf weiß nebeneinander, erschien es undenkbar, dass eine so unscheinbare An-

einanderreihung von gerade einmal sieben verschiedenen Buchstaben die komplette Fallhöhe zwischen Himmel und Hölle abbildete.

Adam nahm die Streichhölzer aus der Schublade und entzündete den weißen Stumpfen auf der Fensterbank. Eva liebte Kerzen, vor allem, wenn es draußen kälter wurde und die Abenddämmerung früher Einzug hielt. Im Notfall wäre sie wohl ganz ohne elektrisches Licht ausgekommen.

Er ließ das kleine, flackernde Licht einen Moment lang auf sich wirken und fragte sich, was von ihnen übrig geblieben war. Von außen betrachtet hätte man es nicht beschreiben können. Eva könnte seine Geliebte sein. Oder seine Gefangene. Er hätte sie weiterlieben können. Oder mit bloßen Händen umbringen. Adam kannte sich aus, er war ein Überlebenskünstler, von Kindesbeinen an, nur dass er irgendwann damit begonnen hatte, seinen Kopf zu benutzen, anstatt auf diesen Kindesbeinen jedes Mal die Flucht zu ergreifen.

3

Dass das Leben außerhalb seines Kopfes nicht existierte, bemerkte Adam bereits sehr früh. Nicht, dass er die Welt da draußen verleugnete; Berge, Seen, Wolken, Tiere, Pflanzen, andere Menschen, seine Frau: Dass es da *außer ihm* noch etwas gab, sah er ein, aber was diese Dinge für ihn bedeuteten, wie er sie wahrnahm, beurteilte und in sein Leben einbezog, war, von außen betrachtet, für niemanden einsehbar. Sein Leben stellte gewissermaßen eine innere Angelegenheit dar. Und seine Liebe fürs Fotografieren resultierte wahrscheinlich genau aus diesem Wunsch, Außenstehenden seine Welt

erklären zu können oder, besser gesagt, zwischen der äußeren und der inneren Welt zu vermitteln. Und zwar vor allem sich selbst.

Im Laufe der Jahre wurden seine »Kopfgeburten«, wie Adam das Phänomen selbst bezeichnete, größer. Er begann, alles infrage zu stellen. Seine Umwelt, seine Herkunft, seinen Vater, an den er sich lediglich grob erinnerte, zunehmend auch seine Mutter, die dem Vater nur wenige Jahre später in den Tod gefolgt war, womöglich aus Liebe oder aus Verzweiflung, wer mochte das schon zu unterscheiden. Und das entbehrte dann selbst für Adam nicht einer gewissen Ironie: Offenbar empfanden seine Eltern so viel Liebe füreinander, dass für ihn, ihren einzigen Sohn, letzten Endes nur das gesetzliche Mindestmaß zur Verfügung gestanden hatte.

Nicht, dass sie bewusst böse gewesen wären, seine Mutter studierte ihre Erziehungsratgeber mit dem gleichen gelangweilten Gesichtsausdruck, mit dem sie auch ihre Heftchen mit Kochrezepten und Strickmustern verschlang. Und oft schmeckte das Essen, und ihre Socken und Mützen passten, wenngleich sie die Kälte nicht abzuhalten vermochten. Und der Vater lud ihn freundlich, aber keine Widerworte duldend, ein, ihm doch zur Hand zu gehen, bei der Präparation der Schmetterlinge, unten im Keller, der »Falterkammer«, die Adam insgeheim bald nur noch die »Folterkammer« nannte, weil sich sein Vater beim Nadeln, Spannen und Kleben der kleinen Wesen stets so vereinzelt, dass sich der Sohn selbst bald vorkam wie ein zum Forschungsobjekt verkommenes, auf dem Boden der Tatsachen aufgespießtes Insekt.

Schon als Kind wurde Adam dieses Gefühl nicht los, dass es bei allem, was seine Eltern taten, nie um ihn ging, sondern

um etwas anderes. Um eine abstrakte Aufgabe, die unweigerlich Teil ihres Lebens geworden war und die sie nun mehr schlecht als recht erledigten, ohne so wirklich zu wissen, warum.



Irgendwo im Sauerland, Ende der Sechziger Jahre.

Total: ein Dorf wie jedes andere. Nahaufnahme: ein Thermometer im roten Bereich. Volle Bierkrüge, erhitzte Gemüter, ein Sog, dem sich niemand entziehen kann.



Die Pfingsttage standen vor der Tür, und ein ganzes Dorf konnte sich vor lauter Vorfreude kaum noch auf den Beinen halten: Ein neuer Schützenkönig wurde gesucht.

Es war für die Jahreszeit ungewöhnlich warm. Eine vorwitzige Sommersonne schürte den Durst und befeuerte die Wirkung des Alkohols. An diesen »Feier-Tagen« herrschten andere Regeln. Gesetze traten einfach außer Kraft. Beinahe jeder Fehltritt wurde verziehen.

»Das Paradies auf Erden für die armen katholischen Seelen«, murmelte Adams Vater und nahm seinen Sohn an die Hand. Der Neunjährige schaute ihn verwundert an.

»Wo gehen wir hin?«, fragte er zaghaft, so als könne sich der Moment durch den Klang seiner Stimme sofort wieder in Luft auflösen.

»Wirst schon sehen«, antwortete der Vater, und Adam glaubte sogar ein kleines Lächeln in dessen Gesicht zu bemerken. Der Vater, der ihn oft gar nicht wahrzunehmen schien. Der Vater, der Mühe hatte, ohne seine Frau ein Mann zu sein. Der kaum jemanden einen Freund nannte. Der kei-

nen Sport trieb, nie Karten spielte und noch seltener trank. Der in Turbulenzen geriet, sobald er den sicheren Heimat-hafen verließ.

Adam spürte, dies könnte ein besonderer Tag werden. Er drückte die Hand des Vaters, nur um sicherzugehen, dass er nicht träumte.

»Waren wir beide schon mal auf der Kirmes?«, fragte der Vater, und Adam schüttelte heftig seinen kleinen Kopf, er konnte sein Glück kaum fassen.

Schon von Weitem war der Trubel zu hören, die bunten Karussells, leuchtend wie die Augen des Jungen, hin- und hergerissen zwischen den Fahrgeschäften und den vielen Buden, über denen der Duft von Zuckerwatte und gebrannten Mandeln schwebte. Jetzt verstand Adam, was der Vater meinte, als er vom Paradies auf Erden sprach.

»Was machen wir hier?«, fragte Adam schnell, weil er es sich gar nicht vorstellen konnte. Und am Blick des Vaters erkannte er, dass der sich auch nicht sicher war, was sie hier sollten. Dass er mit jedem Schritt, der sie weiter ins Vergnügen führte, zunehmend zu schwanken begann.

Zwischen den Fressbuden die Bierzelte, platziert an langen Tischen das halbe Dorf, mit Ausnahme derjenigen, die sich noch vom Vorabend erholten und erst später wieder dazustießen.

»Hier ist aber was los«, rief sein Vater irritiert und blieb kurz stehen. Gleich am ersten Tisch im Eingang saß der Nachbar mit anderen Nachbarn, die Adam nicht kannte.

»Kerr, getz binnich baff. Der Adam und dem Adam sein Ollen. Setzt dich, du Heiopei, und trink n Pilsken mit, is ja nich zum Aushalten, wie einem der Lorenz auffe Birne knallt.«